

könnte; es ist ihm unausdenkbar, wie es wäre, wenn er, der Beter, noch einmal seinem Herrn untreu würde, sich hinweglocken ließe von seinem Herrn durch die trügerischen Versprechungen des Bösen. Voll Entsetzen, voll bebender Angst betet die Seele zu ihrem Herrn: „Gib es nicht zu! Getrennt von dir — es ist unausdenkbar, wie es wäre! Ich könnte es nicht ertragen! Aber ich, der Mensch, muß die Möglichkeit zugeben.“

In hora mortis meae voca me, et iube me venire ad te, ut cum sanctis tuis laudem te in saecula saeculorum. Amen. In der Stunde meines Todes rufe mich und heiß zu dir dann kommen mich, auf daß mit allen Heiligen dich ich loben möge ewiglich. Amen. Diese vier letzten Verse gehören wieder zusammen und gehen über die Möglichkeit des Getrenntwerdens hinweg in die letzten Entscheidungen hinein und reichen schon in den kommenden Aeon. Welche Innigkeit liegt in diesem Flehen: iube me venire, voca me . . . rufe mich, heiß mich zu dir kommen! Wenn der Moder des Grabes mich zu verschlingen droht, wenn für mich eine Welt zusammenstürzt, dann laß mich durch den Lärm hindurch den Anruf deiner Liebe vernehmen, der mich kommen heißt. Laß mein Leben dann jenen letzten seligen Ausklang finden in dem Lied aller Heiligen, zu dem ich eine ganze Ewigkeit kein anderes Wort finde als: Amen, Amen!

Der Vater im Himmel.

Von Prof. Dr Peter Ketter, Trier.

(Schluß.)

IV.

Wir hätten in der Lehre des N. T. von Gott dem Vater im Himmel eines der schönsten und erhabensten Kapitel vergessen, wenn wir jenes Gebetes nicht besonders gedächten, das uns Christus selber gelehrt und zu beten befohlen hat. Es wird täglich von Millionen von Menschen auf der ganzen Welt verrichtet, das schönste Gebet, das ein Mensch verrichten kann, das **Vater unser**. In diesem Gebet hat die Gottesidee des N. T. als die frohe Botschaft vom Vater im Himmel ihren tiefsten Ausdruck gefunden. An diesem Gebet lernt das Kind von der Mutter den Vater im Himmel kennen. Und das gleiche Gebet geht mit ihm durchs ganze Leben. Solange ein Mensch noch das Vaterunser betet, legt er ein Glaubensbekenntnis ab. Da gilt der Grundsatz: „Lex orandi, lex credendi: Was ich bete, glaube ich.“

Doch gerade hier erwächst vielen, allzuvielen Menschen unserer Tage eine Schwierigkeit im christlichen Gottesglauben, die wir nicht unterschätzen und darum nicht unerwähnt lassen dürfen. *Durch den Liberalismus des vorigen Jahrhunderts ist der Gottesbegriff des N. T., der Vatergott, zu einer kraftlosen, blassen und darum nicht ernst genommenen Idee entstellt worden. Das Gottesbild wurde verharmlost und verniedlicht. Man denke nur*

an den frivolen Spott, mit dem in Ibsens „Brand“ Gott Vater als hilfloser Greis gezeichnet wird. Das einseitige Gerede vom „guten, lieben Gott“ reizte zu diesem Spott. Für einen solchen Gott vermögen sich Menschen nicht zu begeistern, die mit dem Leben ringen. Zu ihm kann keiner ernsthaft beten. Denn Gott muß so sein, daß er zu uns spricht: „Ich gebe mich nur dem Starken hin. Darum lasse ich dich erst wachsen und erstarken, ehe ich mich dir anvertraue.“ Ein aufrechter Mensch will wie ein Christophorus nur dem Mächtigsten und dem Stärksten sich dienend beugen. Sein Gottesglaube muß ihm Wehr und Waffe sein, wie dem frommen Ritter in Dürers herrlichem Bild, der sich vor Tod und Teufel nicht fürchtet.

Bereits der Patriarch Jakob hat *Gott als den Starken und Stärkenden* kennengelernt, als er angstvoll der Begegnung mit Esau entgegensah, aber im Bestehen des geheimnisvollen nächtlichen Kampfes darüber belehrt wurde, daß ihm echtes Gottvertrauen übermenschliche Kraft verleihe: „Da rang einer mit ihm, bis die Morgenröte anbrach. Und als dieser sah, daß er ihn nicht zu überwinden vermochte, berührte er die Sehne seiner Hüfte, und sogleich ward sie ausgerenkt, während er mit ihm rang. Dann sprach er: Laß mich los; denn das Morgenrot bricht an! Jakob erwiderte: Ich lasse dich nicht los, bis du mich gesegnet hast“ (1 Mos 32, 25—27). Gott ist so groß, daß es für ihn keine Schwäche oder Niederlage bedeutet, wenn er sich vom ringenden Menschen besiegen läßt, wie ein Vater sich von seinem schwachen Kind bezwingen läßt, wenn es im Kampfspiel mit ihm die Kräfte mißt, bis ein Mann aus ihm geworden ist. Jedes Gotteskind muß sich den Ehrennamen Israel = Gottesstreiter verdienen, indem es zuerst *mit* Gott ringt, um dann *für* Gott zu streiten: „Du sollst künftig Israel heißen; denn du hast mit Gott gekämpft und mit Menschen und bist Sieger geblieben“ (1 Mos 32, 29). „Du bist meine Stärke, auf dich will ich harren“, heißt es im Psalm 58 (59), 10. Augustinus bemerkt dazu: „Denn, wenn ich mich von dir entferne, so falle ich. Doch wenn ich mich dir nahe, wächst meine Kraft“. Der Urtext des Psalms bringt noch schöner das Kraftvolle und zugleich Zarte zum Ausdruck: „Du, meine Stärke, gib, daß ich dir singe; denn Gott ist meine Burg; Gott ist unendlich gütig gegen mich.“

Das felsenfeste Vertrauen auf den *starken Gott*, den „El Schaddai“, klingt wie ein beherrschendes Leitmotiv durch die ganze Heilige Schrift. Man müßte namentlich die Psalmen und das Buch Job ausschreiben, wollte man auch nur die kräftigsten Aufrufe zum Vertrauen und die bilderreichen Lobpreisungen des Allmächtigen zusammenstellen. So darf man ohne Übertreibung den 29. (28.) Psalm zu den wuchtigsten Naturhymnen zählen, die je gesungen wurden. Der rollende Donner ist Jahwes Stimme; und wie werden die Großsprecher auf Erden so kleinlaut, wenn diese Gottesstimme, „die Zedern zerschmettert“ und „flammende Glut sprüht“, wenn sie „die Wüste erbeben und die Eichen tanzen läßt“. Und diesen Herrn fleht dann der Psalmist an, er „möge seinem Volke Kraft verleihen und sein Volk mit Frieden segnen“.

Es tut not, gerade diese Seite des christlichen Gottesbegriffs wieder nachdrücklicher zu betonen, um die üblen Folgen der kraftlosen Lehre des Liberalismus und Rationalismus über den Gott des Christusglaubens zu überwinden. Wie das Christusbild im letzten Jahrhundert versüßlicht und verkitscht worden ist, so daß keine Kraft mehr von ihm auszustrahlen schien und es vielen wie eine Neuerung vorkam, als endlich wieder durch die Statthalter Christi die erhabene Majestät des Christkönigs, des urchristlichen Kyrios Christos, ins Licht gerückt wurde, so gilt es auch, das Bild des himmlischen Vaters von der Übermalung durch eine schwächliche Generation zu befreien, damit wir den Gott der Offenbarung in seiner Güte, aber auch in seiner Allmacht und Gerechtigkeit wieder deutlicher sehen und wieder mannhafter auf ihn vertrauen lernen.

In den Schrecken des Krieges und bei furchtbaren Katastrophen wird es sonst vielen ergehen wie es manchem Frontkämpfer im Weltkrieg und hinterher erging. Und es sind wahrlich nicht die Schlechtesten gewesen, die schwer darunter litten. Sie hatten bis dahin ohne ernste Bedenken und Zweifel am Glauben der Jugend festgehalten. Sie sprachen auch noch aus alter Gewohnheit die liebgewordenen Gebete der Kindheit, namentlich das Vaterunser, ohne sich indes klar geworden zu sein darüber, daß diese heiligen Worte dem Manne viel Tieferes und Ernsteres bedeuten müssen als dem Kinde. Ihr Glauben und Beten waren wie eine Sonnenuhr, die ganz von selber geht, solange die Sonne scheint. Als nun aber das entsetzliche Unwetter heraufzog, stand die Sonnenuhr still, und in der bisherigen „Weltanschauung“ schien auf einmal alles fragwürdig geworden zu sein. Rätsel und Zweifel schwirrten um sie her wie die mörderischen Geschosse im Trommelfeuer. Die bisher als so sicher angenommene Stellung ihres Glaubens war schnell sturmreif geworden. Besonders eine Frage ließ sie nicht mehr zur Ruhe kommen: Wie lassen sich all diese Schändlichkeiten und Ungerechtigkeiten, dieses Unmenschliche und Grauensvolle in Einklang bringen mit der „Vorsehung des lieben Gottes“, des „Vaters im Himmel, ohne den kein Haar von unserem Haupte fällt“? Dann mochte es überdies geschehen, daß zu den inneren Zweifeln der Versucher von außen in Gestalt eines ungläubigen Kameraden an sie herantrat und höhnend fragte: „Ubi est Deus tuus? Wo ist denn nun dein Gott?“ (Vgl. Ps 79 [78], 10). *Bei Glaubenskrisen dieser Art vermag der einseitige, schwächliche, seines eigentlichen Wesens entleerte Gottesbegriff des Liberalismus nicht standzuhalten.* Vom „Herrn der Heerscharen“, von dem Gott, der „die Völker zum Gericht vor sich erscheinen läßt“, der „die Völker spüren läßt, daß sie nur Menschen sind“ (Ps 9, 20—21), wollte das Geschlecht der vergangenen Jahrzehnte nicht viel hören, um nicht in seiner Diesseitsseligkeit und in dem Glauben an einen unendlichen Fortschritt der Menschheit gestört zu werden. Aber die Belastungsprobe des Weltkrieges war zu stark für das Kartenhaus der kraftlosen Lehre von Gott. Diese Lehre hatte ja nicht in der Bibel und Überlieferung, sondern im menschlichen Eigennutz ihre

Quelle. Es war keine geoffenbarte, sondern eine „selbstgemachte Gefühlsreligion“, vor der bereits Paulus die jungen Christen im kulturfrohen Kolossä warnen mußte (Kol 2, 23). Darum schwand mit dem rechten Gottesbegriff auch der Begriff der Sünde und die Furcht vor ihr.

Es hieße jedoch aus einem Extrem ins andere fallen, wollte man nun die schönste Definition des göttlichen Wesens vergessen oder weniger beachten: „*Gott ist die Liebe*“ (1 Jo 4, 8). Niemals dürfen in dem Bilde, das wir vom Vater im Himmel menschlich entwerfen, die Farben des Schreckens und der herzlosen Strenge vorherrschen. Wir wollen uns hüten, den altbündlichen Gottesbegriff höher zu bewerten als den neubündlichen. Aber es muß die volle und wahre Gottesoffenbarung Christi und seiner Apostel sein, die wir verkünden. In dieser Offenbarung aber werden wir nachdrücklich darüber belehrt: Liebe ist nicht Sentimentalität, Güte nicht Grundstlosigkeit, Barmherzigkeit nicht die Altersschwäche des „laissez faire, laissez passer“. Strenge und Milde gehören in gleichem Maße zur Liebe eines Vaters. „*Misericordia et veritas obviaverunt sibi; justitia et pax osculatae sunt*“ (Ps 85 [84], 11). Der Vater im Himmel bleibt stets der Unbegreifliche, nicht nur in seinem Wesen, sondern auch in den Fügungen und Führungen im Leben seiner Kinder auf Erden. Seine Wege durchkreuzen oft unsere Wege, und seine Gedanken sind nicht die unsrigen. Anbetend muß der Mensch niederknien und wie Paulus sprechen, als er das Geheimnis der Auserwählung und der Verwerfung Israels zu verstehen und den Römern verständlich zu machen suchte: „O welche Tiefe des Reichtums und der Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unerforschlich seine Wege! Wer hat den Sinn des Herrn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen? Oder wer hat ihm zuerst etwas geschenkt, daß es ihm vergolten werden müßte? Denn aus ihm und in ihm und zu ihm hin ist das All; ihm sei Ehre in Ewigkeit. Amen!“ (Röm 11, 33—36). Es gilt, in uns selbst und in den Gläubigen mit allen Mitteln Gott und dem Göttlichen gegenüber wieder jene Seelenhaltung zu wecken und zu pflegen, die sich in diesem herrlichen paulinischen Lobpreis des Allerhöchsten ganz spontan äußert. Seit Homers und Hesiods Zeiten bezeichnete der Grieche diese Seelenhaltung mit dem Wort *thaumazein*. Es wird auch in der Heiligen Schrift häufig verwendet und drückt *jenes ehrerbietige Staunen, jenes gänzliche Ergriffensein vom Wunderbaren und Unfaßbaren aus, das den Menschen packt, wenn er sich plötzlich dem Göttlichen gegenübergestellt sieht*, sei es in einer Vision, sei es als Zeuge eines Wunders, sei es als Frucht frommer Erwägung. Dieses religiöse Thaumazein ist den Menschen im Zeitalter der Technik und der unerhörtesten Erfindungen leider recht fremd geworden, weil für sie Gott oft keine Wirklichkeit mehr bedeutet, sondern eine bloße Idee. In seiner Blasiertheit nimmt dann dieses Geschlecht den „lieben Gott“ nicht mehr ernst, weil es weder für die Allmacht noch für die Güte, weder für die Gerechtigkeit noch für die Barmherzigkeit des Vaters im Himmel ein Erstaunen aufbringt. Es weiß kaum noch

etwas von den „Magnalia Dei“, weil es vergessen hat, daß „der allmächtige, ewige, heilige Gott nicht heruntergezogen werden soll in die Kleinheit und Jämmerlichkeit und Verworrenheit unseres eigenen Wesens, unseres Hoffens und Wünschens, unseres Sorgens und Planens“.⁶⁾ Wenn eine wahrhaft kindliche Zuversicht gegenüber Gott, die wir als Wesen der christlichen Seelenhaltung kennenlernten, uns erfüllt, wird sie sich gerade in dem ehrerbietigen Thaumazein vor den Offenbarungen der Allmacht und Güte Gottes äußern, wie wir sie in Natur und Übernatur, im großen Weltgeschehen und im Einzelleben erfahren.

Und gerade dieser zugleich Allmächtige und Allgütige, Allgerechte und Allbarmherzige ist der Gott, den uns Christus verkündet und zu dem er uns beten gelehrt hat: „Vater unser, der du bist im Himmel!“ Dieser Gott ist also wahrhaftig nicht die hilflose Greisengestalt der liberalistischen Theologie. Vater *im Himmel* sagt Christus, um auch den unendlichen Abstand, das Überweltliche, absolut Unabhängige im Wesen Gottes zu kennzeichnen. Er ist nicht einer unseresgleichen. „Der Himmel ist sein Thron und die Erde der Schemel seiner Füße“ (Mt 5, 34; 23, 22). „Ein großer König ist er“ (Mt 5, 35). „Ich preise dich Vater, Herr des Himmels und der Erde“, betet Christus selbst zu ihm (Mt 11, 25). *Wie der Begriff „Vater“ verniedlicht worden ist, so auch der Zusatz „im Himmel“.* Aus den Engeln und Erzengeln, den Kräften, Mächten und Fürsten, den Thronen und Herrschaften, den Cherubim und Seraphim, wie sie noch in der älteren christlichen Kunst die Majestas Domini in Hoheit und königlicher Gestalt umgeben, sind allzu oft liebe kleine Engelein, mehr süße Puppen und Putten als erhabene Himmelsfürsten geworden. Von da an war dann nur mehr ein kurzer Schritt, bis daß aus dem allmächtigen Vater im Himmel vor allem zur Weihnachtszeit sogar in den Auslagen „gut katholischer Geschäfte“ der harmlose „Weihnachtsmann“ mit seinem Gefolge von hold lächelnden und munter spielenden „Engelchen“ geworden ist, so daß zwar alles an Rübezahl, aber nichts mehr an den ewigen Gott erinnert, der uns das höchste und unverdienbare Weihnachtsgeschenk, seinen eingeborenen Sohn, als Erlöser von Sünde und Schuld gesandt hat. Gewiß brauchen wir menschliche Begriffe und sinnfällige Bilder, um uns den Himmel vorstellen und die Jugend darüber unterweisen zu können. Dürfen wir uns aber wundern, wenn eine blumige Himmelswiese oder ein Märchensaal auf reife Menschen keinen nachhaltigen Eindruck mehr machen, so daß von Sehnsucht nach dem Himmel kaum noch etwas zu merken ist, wenn die Zeit vorüberging, in der die Mutter den Kleinen Märchen erzählte? *Die Offenbarung weiß von solchen Entartungen der Vorstellungswelt des Jenseits nichts, am wenigsten die Apokalypse*, worin der Vorhang am weitesten zurückgezogen wird, der uns hienieden den Blick ins Allerheiligste der Gottheit und in die Seligkeit der Heiligen verhüllt. Niemand wird sagen, daß die Apokalypse bilderarm

⁶⁾ Karl Eger, a. a. O. 89.

sei. Aber ihre Bilder sind groß, packend und erschütternd. Es sind eben Bilder der Offenbarung.

„Geheiligt werde dein Name!“ Das ist das erste und höchste Anliegen. *Gottes Name ist Gottes Wesen*. Wie in den Zehngeboten zuerst und unter allen Umständen Gottes Ehre gefordert wird, dann erst die Regelung der menschlichen Gemeinschaftspflichten, so auch im Vaterunser. „Gott ist nicht für uns da, sondern wir für ihn“ (Eger). Das hatte der Liberalismus vergessen, als er den Menschen zum Mittelpunkt aller Dinge machte und Gott nur noch dafür gut sein ließ, den Menschen zu beseligen. Nein, Gott braucht sich vor uns nicht erst auszuweisen. Er schuldet seinen Geschöpfen keine Rechenschaft wie ein Angeklagter. „Zu uns komme dein Reich!“ Eigentlich heißt es: „Deine Königsherrschaft komme!“ *Der Vater im Himmel soll König sein, absoluter Herrscher*. So schildert ihn die Geheime Offenbarung. So betet Paulus im 1. Timotheusbrief: „Dem König der Ewigkeiten, dem unvergänglichen, unsichtbaren, alleinigen Gott, sei Ehre und Preis in Ewigkeit!“ (1 Tim 1, 17). Die Erzieherweisheit der Kirche bekundet sich darin, daß sie täglich, die Ferialtage und Vigilien ausgenommen, diesen wuchtigen Satz uns im Morgengebet der Prim beten heißt. Das Tagewerk soll dann ein Lobpreis Gottes durch die Tat werden. Aber das Reich Gottes kommt nicht mit äußerem Gepränge. Sein Reich ist „ein Reich der Wahrheit und des Lebens, ein Reich der Heiligkeit und der Gnade, ein Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens“, heißt es in der Präfation des Christkönigsfestes. „Dein Wille geschehe wie im Himmel als auch auf Erden!“ Kann dem hilflosen Gott des Liberalismus oder dem blassen Ergebnis des rationalistischen Denkens über Gott überhaupt diese Bitte vorgetragen werden? Hier geht es um letzte Entscheidungen. *Der Gott Jesu Christi, der Vater im Himmel, fordert von uns Gehorsam*, und zwar so unbedingten Gehorsam, wie er ihm in seinem himmlischen Reiche geleistet wird von seinen Engeln und Heiligen. Nur dort ist Gottes Reich, wo Gottes Wille allein maßgebend ist. Gottesrecht bricht jedes Menschenrecht. Der Vater im Himmel hat als einziger Totalitätsanspruch an uns. Er will unsere Seligkeit, ja, aber „nur um den Preis, daß wir gut werden, daß wir ihm gehorchen, unter keiner anderen Bedingung. Wer aus dem Vatergedanken bei Jesus die sittliche Majestät ausschalten wollte, behielte nur noch eine Karikatur des Gottesglaubens Jesu in der Hand.“⁷⁾ Wir hörten schon, daß in Gottes Vaterhand nicht bloß Süßigkeiten sind für uns, sondern oft auch bittere Medizin und eine harte Rute, aber auch das nur aus Liebe. Er ist allzeit Vater, doch niemals ein verharmloster, gutmütiger „Papa“. Man muß leider eine so scharfe Formulierung wählen, um manchen die Augen dafür zu öffnen, was sie aus der erhabenen Idee des Vaters im Himmel gemacht haben. Erst nachdem wir um diese göttlichen Anliegen gebetet haben, so lehrt es uns Christus im Vaterunser, wenden wir uns mit unseren *menschlichen Anliegen* an den Vater im

⁷⁾ Paul Wernle, Jesus. Tübingen 1916, 76.

Himmel. Wir bitten um unser tägliches Brot, um Vergebung unserer Schuld, um Bewahrung vor Versuchung und um Erlösung vom Übel. Das Schuldgefühl vor dem Allheiligen gehört also ebenso zur Lehre des Neuen Testaments von Gott wie das demütige Eingeständnis der eigenen Hilflosigkeit.

V.

Ist das nur ein Gott für Kinder und abgelebte Greise? Wahhaftig nicht! Ist es ein Gott, den man nur fürchtet? Auch das nicht. Es ist der Vater, der uns liebt und den wir wiederlieben dürfen. Doch wie könnten wir ihn lieben, wenn wir ihn kaum kennen? Wir hörten es: Der Eingeborene, der selber Gott ist, Christus, hat uns Kunde von ihm gebracht. Aber nicht nur durch sein Wort, seine Lehre, seine Wunder. Viel mehr noch durch seine sichtbare Gegenwart unter den Menschen. **Christus ist die persönliche Offenbarung des Vaters im Himmel.** Daran denken wir viel zu wenig, daß uns Christus nicht nur den Willen Gottes geoffenbart hat, sondern daß in ihm das Wesen Gottes sichtbar geworden ist in Menschengestalt. In Christus ging Gott als Mensch über unsere Erde. Darum fährt auch der Hebräerbrief, nachdem er gesagt hat, Gott habe zu uns gesprochen durch den Sohn, fort: „Er — der Sohn — ist ein Abglanz seiner Herrlichkeit und Abbild seines Wesens“ (Hebr 1, 3). Der Apostel Paulus wird nicht müde, diese beglückende Wahrheit immer wieder den jungen Christen einzuschärfen. Diese Tatsache, daß uns in Christus Gott selber erschienen ist, bedeutete für ihn einen neuen Schöpfungsmorgen: „Gott“, so heißt es 2 Kor 4, 6, „der befahl, daß aus der Finsternis Licht leuchte, der hat auch in unseren Herzen das Licht aufleuchten lassen, damit strahlend aufgehe die Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes im Antlitz Christi.“ Paulus rechnet jene Menschen zu den Verlorenen, die nicht an Christus glauben. Ihnen hat der Teufel, der Gott dieser Weltzeit, den Sinn geblendet, damit ihnen nicht leuchte der Glanz der Frohbotschaft von der Herrlichkeit Christi, der das Abbild Gottes ist“ (2 Kor 4, 3—4; Vgl. 1 Kor 11, 7; Phil 2, 4; Kol 1, 13—15. 20). In Christus wohnt die Fülle der Gottheit leibhaftig, eigentlich „körperhaft“.

Wäre noch ein Zweifel an dieser Wahrheit möglich nach solch bestimmten Aussagen des Apostels, so müßte er verstummen vor den noch eindeutigeren *Selbstbezeugungen Christi*. Seinen Feinden, die sich damit brüsten, daß Gott ihr Vater sei, hält er entgegen: „Ihr kennt weder mich noch meinen Vater. Wenn ihr mich kenntet, so würdet ihr auch meinen Vater kennen“ (Jo 8, 19). „Ich und der Vater sind eins“ (Jo 10, 30). *Eins*, sagt Jesus, nicht *einer*. Eins in der göttlichen Wesenheit, nicht in der Person. Nichts Trostvolleres konnte der Herr in der Abschiedsstunde im Abendmahlssaale seinen niedergeschlagenen Aposteln sagen. Ganz dramatisch ist diese Selbstoffenbarung des Gottessohnes von Johannes geschildert (Jo 14, 1 ff.). Jesus hatte davon gesprochen, daß er nun zurückkehre zum Vater im Himmel, von wo er ausgegangen war, um den Menschen die Offenbarung Gottes zu

bringen. „Wohin ich gehe — ihr wißt ja den Weg. Da sagt Thomas zu ihm: Herr, wir wissen nicht, wohin du gehst, wie sollten wir den Weg wissen? Jesus antwortet ihm: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. *Niemand kommt zum Vater außer durch mich.* Hättet ihr mich erkannt, so würdet ihr auch meinen Vater kennen; von jetzt an kennt ihr ihn, und ihr habt ihn gesehen. Da spricht zu ihm Philippus: Herr, zeige uns den Vater, und es genügt uns!“ Ganz treuherzig, fast naiv hat der sonst so stille, besinnliche Philippus diese Bitte herausgesprudelt. Sie war gut gemeint, aber wenig überlegt. Er glaubt fest daran, daß vor ihm in der menschlichen Gestalt Christi der ewige Sohn des himmlischen Vaters steht. Aber er möchte mehr sehen. Den Vater selbst soll ihnen der Meister durch ein Wunder zeigen, daß sie ihn sehen mit ihren Augen, wie sie vor zwei oder drei Tagen mit ihren Ohren seine Stimme gehört hatten auf dem Tempelplatz (Jo 12, 28). Etwas wehmütig, aber voll Güte wendet sich der Herr an Philippus und sagt: „So lange Zeit bin ich bei euch, und du hast mich nicht erkannt? Philippus, *wer mich gesehen hat, der hat den Vater gesehen.* Wie kannst du sagen: zeige uns den Vater? Glaubst du nicht, daß ich im Vater bin und der Vater in mir ist?“

Wer diese Selbstbezeugungen Jesu gelten läßt, wird schwer begreifen, wie *Harnack* in einseitiger Übertreibung des Vatergedankens behaupten konnte: „Nicht der Sohn, sondern nur der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündet hat, hinein.“⁸⁾ Indem er sich selbst als den wesensgleichen Sohn offenbarte, hat uns Christus zugleich den tiefsten Einblick in das Wesen des Vaters gewährt. Nur wenn wir den Sohn erkennen, werden wir den Vater erkennen (vgl. Jo 14, 6—7). Damit kehren wir zum Ausgangspunkt unserer Darlegungen über die Gottesidee des N. T. zurück. „Niemand hat je Gott gesehen. Einer, der Eingeborener, einer, der Gott ist, der im Schoße des Vaters ist, der hat uns Kunde gebracht“. Täglich werden wir in der Liturgie der heiligen Messe daran erinnert. Da heißt es am Schluß des Kanons vom Sohne Gottes: „Durch ihn und mit ihm und in ihm wird dir, Gott, allmächtiger Vater, in der Einheit des Heiligen Geistes alle Ehre und Verherrlichung von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Dann aber fordert der Priester alle auf: „Lasset uns beten: Durch heilbringende Anordnung gemahnt und durch göttliche Unterweisung angeleitet, wagen wir zu sprechen: Vater unser, der du bist im Himmel!“ Wir „wagen“ so zu sprechen, sagt die Liturgie, weil es uns der Sohn befohlen und weil er durch seine Unterweisung uns selber dazu angeleitet hat. Aus uns selbst dürften wir es nicht. Wir müßten wohl alle uns dessen mehr bewußt bleiben, so oft wir das Vaterunser beten. Sonst wird das schönste aller Gebete zur gedankenlosen Formel herabgewürdigt und der erhabenste aller Gottesnamen entweiht. Gott ist unser Vater, aber dieser Vater ist auch unser Gott und Herr. Nicht auf sklavische Furcht, aber auf kindliche Ehrfurcht soll unsere Seele gestimmt

⁸⁾ Das Wesen des Christentums 91.

sein. „Darum beuge ich“, so schreibt Paulus im Epheserbrief, „meine Knie vor dem Vater. Von ihm empfängt ja jede Gemeinschaft, die im Himmel und auf Erden einen Vater hat, ihren Namen“ (Eph 3, 14—15). Das ist die rechte Gesinnung und die rechte Haltung, so oft wir sprechen: „Vater unser, der du bist im Himmel!“

Besteht ein göttliches Gebot, in der Todesgefahr zu kommunizieren?

Von B. van Acken S. J., Münster i. Westf.

Die Verpflichtung zum Empfang der heiligen Wegzehrung (Viaticum) durch *göttliches Gebot* ist im allgemeinen nach Ansicht der Dogmatiker nur wahrscheinlich, während die meisten Moralisten mit dem heiligen Alfons von Liguori sie als sicher annehmen. Folgende Zeilen sollen einen bescheidenen Versuch darstellen, diese Frage etwas zu klären. Hoffentlich werden dadurch die berufenen Fachgelehrten angeregt, diese so wichtige Frage noch tiefer und gründlicher zu behandeln.

I. Die Lehre der Dogmatiker. Im allgemeinen finden wir über diese Frage bei den Dogmatikern wenig. Entweder sprechen sie überhaupt nicht von der Verpflichtung, in Todesgefahr die heilige Eucharistie als Wegzehrung zu empfangen, wie z. B. Pohle-Gierens III⁹, S. 297; Diekamp III⁸, S. 176; Einig, Hurter, Wilmers usw., oder sie verweisen auf die Moralisten und Pastoraltheologen, wie z. B. Scheeben-Atzberger IV, S. 500 und Bartmann II⁸, S. 332.

Christian Pesch geht in seinen „Praelectiones dogmaticae“ Tom. VI, 811, nur kurz auf diese Verpflichtung ein und bringt zunächst die Ansicht von Suarez: „Probabile est iure divino obligari hominem ad communionem in articulo mortis... Haec sententia non est admodum recepta, et ideo solum illam affirmo ut probabilem et piam“ (disp. 69, sect. 3, n. 2). Dann fährt Pesch fort: „Nunc multi theologi solent simpliciter affirmare hanc obligationem (cf. S. Alphons. l. 6, n. 290, 295), sed rationem non afferunt nisi forte hanc, quod ecclesia semper summa diligentia curavit, ne morientes sine viatico decederent; haec autem consuetudo, cum a nulla positiva lege ecclesiae deduci possit, videtur ad voluntatem Christi Domini reducenda. Sed in hac suppositione difficulter explicantur canones veteres tam frequentes, quibus quibusdam peccatoribus non quidem paenitentia, sed viaticum denegabatur (cf. tom. VII, n. 48, et Suarez l. c. n. 12). Diligentia autem ecclesiae sufficienter explicatur ex magna utilitate huius sacramenti in hora mortis. Unde quamvis sententia affirmans praeceptum divinum sit probabilis, non est tamen certa (cf. De Lugo disp. 16, sect. 2, n. 25 sq.). Practice in hac re consuetudo sequenda est.“

Nach den Dogmatikern besteht wohl eine *Hauptschwierigkeit* gegen die Annahme eines göttlichen Gebotes in der Tatsache, daß